

(Nachdruck verboten.)

15]

## Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Vasilio gewann — vielleicht durch die Großmut seines Gegners, der ein sehr gutherziger Geselle war und die Vorräte seiner Mutter nur nahm, um sie einem armen Schächler zu bringen. Freilich hatte er auch die Rinder gestohlen, doch um sie zu verkaufen und mit dem Erlös den Wechsel eines Freundes zu decken. Die weißgesprenkelte schwarze Henne kam jetzt zum Vorschein und wurde sorglich gerupft und gejenkt; sie hatte große gelbe Dotter — ach! wie Zia Bisaccia schreien mochte!

Als Melchior das Suhm an den Spieß steckte, öffnete er den Mund, um die Frage zu tun, die ihm im Sinne lag. Er blickte den jungen Mann an — und wagte es doch nicht. Nein, nein, nein! Was lag ihm daran? Sollte er so erbärmlich sein, nach einem Weibe zu fragen, das er geschlagen und beschimpft hatte?

Draußen regnete es und durch die Türöffnung war nichts mehr zu erkennen als ein unbestimmtes Grau. Die vier Männer saßen beisammen und verzehrten ihr Mahl. Der Flüchtling schien sich in dieser Einsamkeit ganz sicher zu fühlen und nichts zu befürchten, als ob jenseits des Nebelmeers keine andere Welt, keine anderen Menschen mehr lebten.

Und Melchior fühlte immerzu, wie ihm jene Frage fast den Hals zuschnürte, und während er aß, lachte, plauderte, wartete er nur auf den geeigneten Augenblick, um sie los zu werden. Er erzählte dem Banditen von den vielen Leuten, die diesen Sommer bei der Madonna del Monte die Novena abgehalten hatten.

„D.“ sagte er dann plötzlich in spöttischem Ton, „was macht denn mein Bäschen?“

Vasilio hob seine feingeschwungenen Brauen, aber der junge Bauer zog die seinen fester zusammen und hörte auf zu lachen.

„Ich weiß nichts von ihr,“ sagte er gleichgültig.

Melchior begriff, daß er im Gegenteil allzuviel von ihr wisse und bestürmte ihn nun mit Fragen.

„Was macht sie? Wie? Hast Du sie gesehen? Trägt sie noch die Spuren von meinen Ohrfeigen im Gesicht? Liebst sie noch mit den Stauern?“

„Mit den Herren und mit den Bauern,“ erwiderte der andere trocken.

Das Gespräch verstummte und hinterließ in Melchiors wie in Vasilios Herz Bohn und Schmerz.

Dann erzählte Zio Pietro eine Geschichte.

„Hört! Ein Kaufmann reiste einmal in ein fernes Land, wo es so viel Mäuse hatte, daß der König nur Brot zu essen hatte, denn den Käse fraßen jene . . .“

„Was mochte man dann wohl denen im Gefängnis zu essen geben?“ grinste der Bauer.

„Also, was tut der Kaufmann? Er reist nach seinem Lande und holt eine Menge Käsen, die bringt er dem König zum Geschenk, und als der König sieht, wie die Käsen unter den Mäusen aufräumen, da schenkt er dem Kaufmann viele Säcke Gold. Als der Kaufmann nun mit dem vielen Golde in seine Heimat zurückkehrt, da denkt ein neidischer Freund: wenn jener König so viel Gold für ein paar Käsen gibt, was wird er mir geben, wenn ich ihm Sachen von wirklichem Wert bringe? Was tut er also? Er bringt ihm seine ganze Habe zum Geschenk, Gold, Perlen, Seide, Wein . . .“

„Auch Käse?“ fragte Vasilio.

„Auch Käse. Und wißt Ihr, was der König nun tut? Da der schlaue Geber nicht gesagt hatte, daß er aus demselben Lande war, wie jener andere, dachte der König, er sei gewiß aus einem Mäuseländchen wie das seinige und schenkte ihm sechs Käsen. Da mußte der Mann mit langer Nase abziehen.“

Dem jungen Bauern hatte die Geschichte und die Unterhaltung in der Hütte so gut gefallen, daß er nun fast täglich dort einkehrte; jedesmal brachte er etwas mit: Wein, Speck, weißes Brot, Salami, Eier und Fleisch, und heiterte durch sein Lachen die armen Hirten auf, deren Behausung jetzt trostlos kalt war. Obgleich Zio Pietro und Melchior befürchteten, daß eines Tages die Carabinieri herauströmen und den fröhlichen Banditen dort abfassen möchten, gewannen sie ihn recht lieb;

sie gewöhnten sich so daran, ihn bei sich zu haben, daß sie, wenn er mitunter ausblieb, sich beunruhigten und in dem kalten Bereich des frühen Winters ihre Einsamkeit noch trauriger empfanden.

Uebrigens hatten in diesem Jahr die Steineichen an jener Seite des Berges keine Eicheln getragen und es kam daher auch kein Schweinehirt dorthin. Der Wald lag öde und frostig unter dem beständigen Nebel; die Vögel waren fortgezogen, die nassen Felsen sahen grau und düster aus, und von dem ihnen jetzt verdeckten Meere stiegen beständig dunkle Wolken auf. In den ersten Tagen des Dezembers schneite es, doch war's ein leichtes Gestöber nur, und die weiße Decke schmolz bald.

Mit der schläfrigen Nase und dem Gasen, dessen in die kalten Fernen gerichtete Augen beständig nach einer Gelegenheit zur Flucht spähten, blieb auch Zio Pietro in der Hütte. Jetzt, wo Melchior selten fortging und das Vergessene vergessen zu haben schien, fühlte der Alte sich ruhiger; er betete andächtig, daß der Winter nicht sehr streng werde, daß viele Zicklein zur Welt kämen, und daß es viel Milch geben möge. Und dann? Er sah zwar den Nebel nicht, doch er fühlte die Kälte, und das Brausen des vom Sturm gepeitschten Waldes gab auch ihm den vollen Eindruck des Winters. Aus der Erfahrung seines früheren Lebens wußte er ja, daß Wind und Regen, Nebel und Schnee notwendig sind, damit der Boden Feuchtigkeit aufnehme, die Bäume von dem abgestorbenen Laube befreit werden, die Quellen sich mit Wasser füllen und alles vom Winter den fruchtbaren Keim des Frühlings empfangen.

Daher klagte er nie; die Wärme ihres großen Herdfeuers war für ihn wie ein goldiger Lichtkreis; und wie er aus der Traurigkeit des Winters heraus das Wiedererwachen des Frühlings ahnte, so erhoffte er aus der melancholischen Resignation Melchiors eine bessere Zukunft.

Eine neue Liebe würde ihm erblühen; und dann würde sein eigener sanfter Traum Verwirklichung finden: jene wilde Einsamkeit zu verlassen, die letzten Winter in einem weniger engen Heim zu verbringen, jeden Morgen die Messe zu hören! Inzwischen kam Weihnachten heran, und gerade das Verlangen, wenigstens an jenem Tage die Messe zu hören, verließ seinem Wunsch Ausdruck, nach Nuoro hinabzugehen.

„Ich gehe mit!“ sagte Vasilio sogleich. „Ich werde Euch führen!“

„Ich werde ihn führen!“ entgegnete Melchior fest.

„Aber auch ich habe ein Recht, an dem Tage die Messe zu hören! Wenn Ihr mich nicht gutwillig gehen laßt, so werde ich doch gehen, ob es Euch recht ist oder nicht!“

„Du sollst auch gehen,“ sagte Zio Pietro; und da Melchior böse wurde, tat Vasilio ganz bescheiden und suchte ihn zu überreden: Weihnachten wäre doch Weihnachten und jeder Christ müßte zum Christkind beten; man hätte doch nur eine Seele! Ja, wenn man zwei hätte, dann wäre es nicht so schlimm, wenn auch eine davon verloren ginge! Aber man hätte doch eben nur eine und . . . kurz, er wolle nach Nuoro gehen und die Messe hören.

Zio Pietro nickte ja, ja; Melchior aber blickte Vasilio scharf an und sagte: „Du? Was sprichst Du von Seelen und vom Christkind? Kleiner Fuchs, Du hast nicht zwei, sondern zehn Seelen und Du wirfst sie alle dem Vater der Hölle ausliefern.“

Er erlaubte ihm immerhin, nach Nuoro hinabzugehen und die Mitternachtsmesse zu hören; bei Tagesanbruch würde er zurück sein, und dann würde Zio Pietro und sein Sohn gehen, wenn das Wetter es erlaubte.

Das Wetter erlaubte es. Es war strenge Kälte, doch trocken; der von der Tramontana\*) reingefegte Himmel war tiefblau und die fernen, schneebedeckten Berge ragten wie scharfe, alabasterne Zacken am Horizonte auf. Der Wald erschauerte unter der durchsichtigen, aber eisigen Klarheit des Himmels. Mit blaurotem Gesicht und vor Freude und Kälte tränenden Augen stieg Vasilio bergab.

Mit dem Vorrückenden des Abends stieg die Kälte. Wie ein Füllhorn sprang Vasilio dahin. In der Ledertasche, die ihm über die Schulter hing, gurgelte die Milch, die Zia Bisaccia zum Geschenk bestimmt war, und die sie von einigen Ziegen

\*) = Nordwind.

Bekommen, welche bereits magere, vor Kälte steife Zunge geworfen hatten.

Als er in Nuoro anlangte, dunkelte es. Girten und Bauern kamen von draußen herein; mit dem ledernen Wams, der Adlernase in dem erdfarbigem Gesicht, dem Stachelstock auf der Schulter, kleine rote oder schwarze Ochsen antreibend, die den alten sardischen Pflug zogen, sahen sie aus wie Gestalten aus grauer Vorzeit.

Vasilio eilte vorwärts, ohne nur jemand anzusehen oder zu grüßen. In Zia Bisaccias bekanntem Hofe angelangt, sah er den Eingang vom Herdfeuer erleuchtet und hörte laute, heftige Worte: es war die Hausherrin, die ihren Mann mit Schimpfreden überhäufte, der nach dreimonatlicher Abwesenheit von der Schäferei heruntergenommen war, um wenigstens die heilige Weihnacht in der Familie zu verbringen. Er wehrte sich nicht und gab gar keine Antwort auf das Geschrei seiner Frau. Als Vasilio eintrat, sah er eine so zerlumpte und schmutzige Mannsfigur mit blassem, völlig bartlosem Gesicht und so furchtbar blickenden blauen Auglein, daß er ihn insgeheim verspottete und bemitleidete.

„Ave Maria!“ sagte er und nahm die tasca von der Schulter.

„Voller Gnaden!“ erwiderte die Frau ärgerlich. „Bist Du es Frag? Was gibts neues?“

„Ich bin heruntergekommen, die Messe zu hören; morgen kommen Bio Pietro und Bio Melchior. Hier, nehmt.“

„Was ist das?“

„Ein wenig Milch.“

„Zum verkaufen?“

„Nein, für Euch.“

Das begütigte sie ein wenig. Sie nahm die Milch, leerte sie in einen Hafen und ließ geduldig die letzten dicken Tropfen auslaufen; währenddem taxierte sie, wie viel es sei, und wie viel Geld sie daraus machen würde; denn am folgenden Morgen wollte sie die Milch verkaufen und verbarg sie deshalb, damit die Söhne, wenn sie nachts mit ihren lieberlichen Kameraden heimkämen, sie nicht austränken. Auch das große schwarze Schaf, das ihr Mann mitgebracht, hatte sie versteckt. Sie dachte nicht daran, zur Messe zu gehen, oder ein Festmahl herzurichten; genug, daß über dem Feuer ein schwarzer Kessel hing, in dem das Wasser für die Maccheroni brodelte. Sie setzte sich auf den Boden, in den roten Feuerschein und zerstieß in einem Mörser, den sie zwischen die Knie nahm, trodrene Nüsse, die unter ihrem festen Stoßen bald zu einem gelblichen, schwarzgesprenkelten Teig wurden. Damit würde sie, wie üblich, die Maccheroni anrichten; so konnte sie den Käse sparen.

Vasilio stand unterdessen beim Herd und stieß mit dem Fuße in die Glut; er überlegte, ob er wohl nach dem Hause fragen könnte, in dem Pasta diente. Aber nein! Zia Bisaccia war zu tückisch, um nicht alles Melchior wieder zu sagen. Das war gefährlich! Und da das Männchen mit den furchtsamen blauen Augen Vasilios Kommen bemerkt hatte, um in die anstößenden Zimmer zu schleichen, so nahm er nun den Augenblick wahr, wo Zia Bisaccia am heftigsten stampfte, um sich auf den Hacken umzudrehen und auf die Straße zu gehen.

Es wurde ihm nicht schwer, den Palazzo zu finden, wo Pasta wohnte: ein weißes Haus, dessen Fenster im ersten Stock erleuchtet waren. Die ziemlich breite Straße lag schon einsam da unter dem leuchtenden Sternenhimmel. Er schaute hinauf und stand lange unschlüssig; der Wind fuhr ihm in den Nacken, doch darauf achtete er nicht, weil er ganz in einem beklemmenden Gefühl der Ungewißheit aufging.

Er wußte weder, weshalb er dorthin gekommen war, noch was er dem Mädchen sagen würde; aber der Gedanke, nicht an jene Tür zu klopfen und Pasta nicht zu sehen, wollte ihm nicht in den Kopf.

Und er sagte die an der Tür angebrachte, eisigkalte, eiserne Faust in die seine und pochte.

Der Klang erdröhnte im Innern des Hauses und verschmolz bald mit einem hellen Gefläß und einem leichten Schritt, der die Treppe herabkam. Vasilio erkannte das Wellen des schwarzen Hündchens, erriet, wessen Schritt er hörte, und sein Herz klopfte laut vor Beklemmung und Freude.

„Wer ist da?“ fragte die helle Stimme Pastas.

„Ich.“

„Wer, Du?“

„Ich, Vasilio.“

Die Tür öffnete sich sogleich und Pasta erschien, neugierig und verwundert.

„Du bist's? Was willst Du?“

„Ja, was wollte er? Nichts! Nur sie sehen und hören. Dem heimlichen, sehnenden Verlangen willfahren, das ihn seit

vier langen Monaten bedrängte. Sie begriff und fragte nicht weiter.

„Was gibt es neues?“ sagte sie leise und eilig. „Bist Du gekommen, um die Messe zu hören? Wo bist Du eingelehrt?“

„Bei Zia Bisaccia.“

„Und der Sohn, der Sohn dieser Frau, kommt er zu Euch?“ fragte sie, ihn starr anblickend.

„Oft“ — entgegnete er, obgleich sein Gewissen ihn warnte: und sie wurde noch neugieriger und lebhafter.

„Wie groß Du geworden bist!“ sagte sie und betrachtete seine von dem Licht auf der Treppe beleuchtete Gestalt von Kopf bis zu Fuß. „Jetzt kann ich nicht länger hier bleiben, komm später wieder, meine Herrschaft geht in die Messe, da können wir plaudern.“

Wie? Er sollte also nicht zur Messe gehen? Ach was! War er denn wirklich der Messe wegen gekommen? Ging sie hin?

„Nein!“

Dann würde er auch nicht gehen.

„Willst Du kommen?“ fragte sie, die Türe schließend.

„Ich komme.“

Die Tür ging zu; ihm war es, als ob sich die Tür zum Paradies schloße; aber drinnen, tief in der Brust strahlte ihm ein helles Licht. Er kehrte um, in die elende Gasse, in der Zia Bisaccias Haus sich verbarg — und er glaubte, nicht mehr den Boden zu berühren, sondern an den klaren Himmel zu reichen, an dem die Sterne immer heller flimmerten.

(Fortsetzung folgt.)

## Kaiser Friedrich-Museum.

I. Treppenhaus. Basilika. Persisch-Islamitische Kunst.

Im Treppenhaus steht ein Bronzeabguß des schillernden Denkmals, das im Original auf der kürzesten Brücke zu sehen ist. Der Sockel hielt die Bitterung nicht mehr aus — wieder eine Lehre, wie wenig Marmor für unser Klima geeignet ist. Der Abguß des Denkmals im Museum steht auf dem Originalsockel. Auf der Brücke trägt eine Kopie das Denkmal.

Die Basilika, in die man durch einen Korridor gelangt, ist in ihrer Anlage den florentinischen Kirchen nachgeahmt. Dieser Raum wurde geschaffen, um die großen Altäre aufzunehmen. Man sollte diese theatralischen Dekorationskünste unterlassen. Eine solche alte, einfache florentinische Kirche hat ihren Reiz. Nachahmen ist da vom Liebel. Es kommt etwas heraus, das nichts ist, weder ein Ausstellungsraum, noch eine Kirche. Was sollen wir uns mit solchen Kunststücken abgeben. Das sind Kniffe, die nicht fangen. Wie nüchtern wirkt dieses „Arrangement“. Das Weiß der Wände brängt sich peinlich vor und die Altäre sinken zu unangenehm bemerkten Schaustücken herab. Es wechseln immer ab ein Gemälde und Sculpturen. Sehr unvorteilhaft macht sich gleich die erste Kreuzigungsgruppe mit den an die Wand festgehefteten Sculpturen (aus Modena u. 1530), dann folgt ein Gemälde: Die Himmelfahrt von Fra Bartolommeo (1511), weiterhin ein Majolika-Altar aus der Werkstatt Robbias, wieder ein Gemälde (thronende Madonna von Francia, von schönem, warmem Ton), dann eine bemalte Holzstatue (um 1500), eine Madonna, wie sie auf ProzeSSIONEN vorgetragen wurde. Linksseitig beginnen wir dann wieder mit einem von Andrea della Robbia verfertigten Steinaltar mit einer Heiligenfigur, darauf ein Gemälde von Bivarini (1503), dann wieder ein glasierter Tonaltar von A. della Robbia (um 1480), dessen Farben grün, blau, weiß besonders schön zusammengesimmt sind, von Paris Bordone folgt ein dekoratives Altargemälde, die Reihenfolge schließt ab eine Gruppe in Ton von Giovanni della Robbia, deren dunkle Färbung sich wirkungsvoll abhebt, besonders das düstere Violett der mittleren Figur hat einen schönen Ton.

In dem Hallenraum stehen außerdem noch zwei alte Säulen, die eine trägt das Wappentier von Florenz, den Löwen. Eine sehr feine Arbeit (Ende des 16. Jahrhunderts) stellt das Chorgefüß dar, das sich an die Säulen anschließt, meisterhafte Intarsien. Ein Lesepult schließt diesen Aufbau ab. Auf die Feinheit dieser Holzschmuckarbeit ist besonders hinzuweisen. Es sind 20 Sitze; abwechselnd trägt jede Rückwand eine figürliche Darstellung und eine landschaftliche Szenerie. Dazwischen ziehen sich Streifen mit rankenden Blumen und Früchten, die die Felder abteilen. Auch die unteren Teile sind mit Intarsien (Ornamentil) geschmückt. An der abschließenden Wand der Basilika stehen rechts und links zwei Sakristei-brunnen aus Venedig, deren Schmuck keine Einzelheiten aufweist. Ein Kardinal zu Pferde steht in lebendiger Silhouette an der rechten Abtheilung der Schlusswand.

Damit kommen wir zu dem hinteren Treppenhaus. Wir wenden uns hier links in die anstößenden Räume Saal 9, 10, 11, 12. Es ist die Abtheilung der Persisch-Islamitischen Kunst. Der dem Treppenhaus zunächst liegende Raum (Saal 11 und 12) enthält die große Palastrassade von Mischetta, die zu beiden Seiten des Eingangsportals des Palastrs sich ausdehnte. Das Material ist

Kalkstein, vom Alter zerfressen, aber nicht zerstört. Der Palast stand am Eingang in die syrische Wüste, wurde wahrscheinlich im 5. Jahrhundert n. Chr. erbaut. Die ganze Fläche ist mit reichster Ornamentik bedeckt, die dem Stein das Aussehen von Spingewebe verleiht. Eine unerhörte Fülle von Motiven schlingt sich da durcheinander, ohne den Eindruck des Ueberladenen aufkommen zu lassen. Die rechte Seite zeigt nur rankendes Ornament, keine Tiere. Die linke Seite zeigt Tiere aller Art, die auf dem Grunde zu beiden Seiten einer Base lauern, aus der sich die schlaunigen Stämme und Zweige bis zur Decke emporranken. Zwischen den Zweigen fliegen Vögel. Alles ist lebendig und zwanglos und doch geordnet eingefügt. Blumen wachsen in zarten Stielen aus dem Boden heraus und breiten sich in üppigem Spiel über die Fläche. Breite Bänderlinien ziehen sich regelmäßig über die ganze Wand, zwischen denen in Abständen Rosetten erscheinen. Zwischen diesen breiten Linien spinnt sich das Gewebe der Ornamente hin. Ein kräftiger Sodel trägt den Bau, oben springt ein wenig ein festes Gefirn vor. Es muß ein eigenartiger, beinahe märchenhafter Anblick gewesen sein: diese reich überspinnene Fassade im Licht der glühenden Sonne leuchten zu sehen. Der Untergrund ist stark ausgehöhlt, so daß eine tiefe Schattwirkung das Licht, das allzu grell einfiel, dämpfte und das Gewebe der Linien, das unter den Strahlen flimmerte, leicht wie ein gewirktes Spingewebe erschien. Die ganze, schwere Fläche ist durch dieses eigentümliche Verfahren, bei dem der Baumeister mit der Sonne seines Landes rechnet, wie aufgelöst. Auf der wuchtigen Steinfront erscheint ein leichtes Spiel von Linien. Man beobachtet diese Fassade von verschiedenen Seiten. Immer heben sich die Linien plastisch heraus. Es fehlt nur die Farbe, dann wäre es beinahe ein Teppich, so reich verschlungen ist die Ornamentik.

Im Saal 10 finden wir in dem Schrank an der Eingangswand eine Anzahl Tonhäusern, byzantinische und früharabische Stücke. Auch hier die gleiche Phantastik, die gleiche Fülle in der Ornamentik. Selbst die Schrift, die allerdings zeichnerisch so fein geschwungene Linien liefert, wird in einzelnen Exemplaren mit Geschmack deloratiiv verwendet. Proben persisch-islamischer Baukunst sind an den Wänden angebracht. Es sind Nachbildungen der in Basalt ausgeführten Originale. Hervorragend tritt hier schon die eigentümliche Fassung des Schmucks durch ornamentale Linien auf, die, von der Palastfassade von M'schatta und deren Zeit ausgehend, allmählich zu diesen geometrischen Linien, diesem wechselnden Rankentwurf sich verdichtet. Bieviel Leben ist in diesen Linien! Welch natürliches Gefühl für die Sprache des Ornamentalen. Wie selbstverständlich und organisch hat sich diese Kunst in ihrer Formengebung entwickelt. Man möchte beinahe meinen, das unruhige Flimmern des Lichts, der Wüstensonne hätte diese lebendigen, freilebenden, leichteren Linien eingegeben. Und dann wieder als Gegenstück diese kräftigen Fliesenmosaiken, die auch in diesem Saale hängen, diese leuchtende Pracht der Farben. Es ist, als wäre Sonne in diese Farben hineingebannt; sie haben einen Glanz, wie wir ihn nicht kennen. Und wie bei der Palastfassade bedauern wir, daß diese Sachen hier im Trüben sich zeigen müssen, was namentlich der Fassade schadet, die, wie angedeutet, in Berechnung auf das Licht geschaffen wurde.

Vorderasiatische Teppiche und Stoffe enthält Saal 9. Die Teppiche stammen aus dem 14.—17. Jahrhundert. Bemerkenswert bei allen diesen aufs reichste deloratiivten Prachtstücken ist trotz dieser Fülle der endgültige Eindruck der Ruhe, der klaren Uebersicht, der Einheit. An der hinteren Wand hängt ein großer Teppich, der namentlich Tiere in seiner Ornamentik aufweist, Tiere, die ihrer grotesken Haltung nach China weisen. Dort kennen wir auf Götzenbildern, Vasen, Laamalereien ähnliche Gebilde. Ein sehr langer Teppich hängt in der Seitenwand in der Mitte. Auch hier in noch auffälliger Weise reich stilisierte Tiere, wodurch das Alter des Teppichs (14.—15. Jahrhundert) zu bestimmen ist. An den beiden äußersten Ecken dieser Wand oben hängen zwei Längsteppiche, die in ihrem wie gegitterten, feingliederig-geometrischen Muster wie Filigranarbeit wirken. Flimmert hier leicht die Dinnheit der Farbe, so stehen als Gegenstück gut dazu die mit großen Blumenmustern deloratiivten Stücke, die alle in tiefer Pracht gehalten sind, ein dunkles Blau, auf dem breit das Pflanzenornament aufliegt. In der Ecke nach dem ersterwähnten Tierteppich zu hängen noch einige Stücke, die durch die feidige Weichheit ihres Tons auffallen, Teppiche aus Damaskus, die aus der Wolle der Angoraziege hergestellt wurden. Großflächige Wirkung im ganzen, geistvolles Detail im einzelnen, dabei spielende graziöse Handhabung der Nuancen, der Farbe, bald tiefschleudend, bald aufschimmernd, bald nur zart andeutend.

Nezere Schränke enthalten arabische und ägyptische Kleinkunst. Ganz hinten eine Sammlung von Glasstempeln ägyptischer Herkunft, Notmünzen mit den Namen der Könige und Statthalter, Nichtigkeitsstempel für Hohlmaße, Glasgewichte. Daneben ein Schrank mit sog. Mosulgefäßen. Bronzegefäße in getriebener Arbeit, darauf die Muster eingeritzt, ausgelegt in anderem Metall (Tauschierarbeit). Auch hier geometrische Ornamente, Tiere dann und Pflanzen in eigenartiger, reizvoller Verschlingung. Immer wieder muß man die zierliche, elegante Manier bewundern, die doch so sicher und gründlich arbeitet. Im Anschluß hieran betrachte man sich gleich den Kästen, der an der Längswand steht, dazu bestimmt, den Koran aufzunehmen. Im Schrank daneben ein Deckel. Beides aufs sauberste ausgeführte Metallarbeiten. Bei den Gefäßen ist wieder zu bemerken, wie die Verfertiger immer darauf acht haben, dem reichlich überspinnenden

Zierwerk einen großen ruhigen Hintergrund zu geben. Hier ist es die Form der Gefäße, die stets voll, ausladend und fest ist. Schwere Form, leichter Dekor — das ist der Grundsatz. Oder bei den Teppichen: tiefe Grundfarbe, reizvolles Spiel der Linien darüber. In einer Vitrine finden wir nach Fundorten Ägypten, Priene, Rakka geordnet Tonhäusern. Namentlich die aus Rakka (800—1500) stammenden Stücke sind reich und mannigfaltig in der Linienführung und farbig von vollernem Ägypten. Ein Schrank daneben zeigt gleichfalls Scherben, die die Namen der Meister aufweisen. Hier ist jedes einzelne Stück interessant und der Betrachtung wert. In einzelnen Scherben bemerken wir einen goldigen Glanz oder einen Schimmer wie Kupfer. Eine Fülle von Vorwürfen, wie wir sie nicht kennen. Arabische Buchdecken finden wir in dem Glashschrank an der Längswand rechts neben dem Korankasten. Arbeiten in Leder. In feinen Strichen sind hier die Ornamente ausgehoben. Punktirte Felder beleben die Flächen. Dem Material angepaßt, sehen wir die gleiche Formenwelt hier auf das Leder übertragen. Auch ganz tiefen Schnitt finden wir in einzelnen, schweren Decklegenplänen. Diese Künstler berückichtigten sein die Art der Ausführung. Wie ruhig wirkte eine solche Fläche. Nur das benutzen sie von ihrer Ornamentik für dieses Material, was dem Leder entspricht. Von dem satten Braun heben sich die hellen Linien leicht ab. Diesen arabischen Arbeiten schließen sich in gegenüberliegendem Schrank ägyptische Lederdecken an (1350 bis 1500), nicht so reich, nicht so voller Leben, aber doch noch eigen und sicher. Einige Arbeiten in Eisenbein und Holz (Schnitzereien) ergänzen noch die Fülle dieser fremdkünstlerischen Welt. Ständer enthalten eine Auswahl arabischer Stoffe; dieselbe Formenprache übertragen auf die Gewebe, Tierdarstellungen, Pflanzen auf Seide und anderen Stoffen.

Und so ist es nicht ohne Bedeutung, wenn wir wenigstens einen flüchtigen Blick in diese fremde Welt getan haben. Wir müssen uns gegenwärtig halten, es sind Höhepunkte von Kulturen, die uns fertig gegenüberstehen. Welchen Einfluß diese Welten auf unsere frühere Entwicklung ausüben mußten, läßt sich unschwer ahnen. Immer wieder kamen Wellen herüber, die uns neue Anregungen brachten. Wir sind dieser Kunst Dank schuldig. Wir sind abhängig von ihr und durch sie geworden. So müssen wir fühlen. Und durch diese reifen Kulturen werden wir noch weiter zurück, auf den Ursprung, auf Asien hin verwiesen. Wir sind nur ein ganz vorübergehender Moment neben einem Zeitraum von Jahrtausenden. Darauf weist diese asiatische Kunst. Bis jetzt sahen wir immer nur Griechenland und den Einfluß von Griechenland und Italien in einem bestimmten Zeitraum. Nun werden wir direkter zu den Quellen hingeführt. Wir fühlen organischer uns im Zusammenhang mit alten Entwidlungen als ein Teil. Dunkel Gebiete hellen sich da auf, die bis dahin im Dämmer lagen. Bis dahin betrachteten wir die Kunstgeschichte von uns aus und kamen nicht weiter zurück als bis zu bestimmten Höhepunkten naheliegender Kulturen. Nun fassen wir die Beziehungen tiefer. Und von diesem Standpunkte aus müssen wir diese Reste, die uns hier aufbewahrt sind, betrachten. Wir finden in diesem Museum nur die Kunst (die sogenannte hohe Kunst) der christlichen Zeitalter bis zur Neuzeit. Aber schon diese Reste, die in unser Zeitalter hineinragen, geben uns einen Begriff von der hohen Kultur dieser Völker, die uns an Reife und wie spielend vollendeter Schönheit so weit übertrafen. —

Ernst Schur.

## Kleines feuilleton.

-er- Die Moralischen. „Gestern ist er sogar bis elf Uhr oben bei ihr gewesen,“ sagte Frau Zindler; sie sagte es in einem Ton, als konstatierte sie einen Abgrund aller tiefster Verderbtheit.

„Bis elf Uhr?“ Die Lehrerin sah gen Himmel.

„Bis elf Uhr?“ wiederholte der Chor und versank dann in ein entsetztes Schweigen. Die Stricknadeln und die Kaffeetassen klapperten um die Wette, sonst hörte man nichts für die nächsten paar Minuten.

„Bis elf Uhr“ bestätigte Frau Zindler noch einmal. „Ich hörte sie runter gehen. Anni brachte ihn selbst die Treppe hinunter und schloß auf, und dann haben sie noch volle acht Minuten unten gestanden, ich hab' nach der Uhr gesehen. Acht volle Minuten im dunklen Hausflur! . . . Wie finden Sie nun das?“

„Aber das ist ja einfach ein Skandal! . . . Das ist ja empörend!“ . . . Es herrschte eine allgemeine Entrüstung.

„Geführt haben sie sich auch vernünftig da unten,“ meinte Fräulein Auguste spitzig, ihre lange dünne Nase zitterte förmlich.

„Sie haben sich geführt, ich hab' es gehört, ich habe die Tür aufgemacht, natürlich nicht etwa um zu horchen, ich wollte bloß mal hören, wer da so spät noch runterging, und da hörte ich es eben. Sie haben sich geführt.“

„Pfuil“ rief Fräulein Auguste.

„Pfuil“ wiederholten die anderen Damen.

„Ich weiß nicht, wie ein anständiges Brautpaar so schamlos sein kann!“ meinte die Lehrerin: „Das ist ja gegen alle Brautstandsmoral.“

„Da ist ja die Mutter daran schuld,“ sagte Frau Rechnungsrätin Schmidt wegwerfend. „Die Mutter müßte gar nicht dulden, daß ein fremder Herr so lange im Hause bleibt.“

„Na aber, es ist doch Annis Brautigam, und sie werden in vier Wochen heiraten,“ rief Grete Zindler, die eben mit einer frischen Kanne Kaffee hereingekommen, und nun einschmendend von einer zur anderen ging.

„Aber Fräulein!“

„Mein liebes Gretchen!“

„Sie wollen doch den Skandal nicht etwa noch entschuldigen?“ fragte Fräulein Auguste und zu Frau Zindler gewandt: „Ihre Rechte hat aber sonderbare Ansichten!“

„Ich verstehe Dich nicht, Margarete!“ Frau Zindler schüttelte mißbillig den Kopf.

„Na, mein Himmel, 'n Bräutigam wird doch seine Braut noch küssen dürfen?“

„Aber doch nicht abends um elf Uhr im Hausflur!“ schrie die Lehrerrfrau.

„Nu ja, wenn der Bräutigam doch aber erst um neun Uhr aus dem Dienst kommt, dann kann er doch nicht schon um dreiviertel zehn wieder gehen.“

„Muhl!“ sagte die Rechnungsrätin mit Entschiedenheit. „Hören Sie mal, liebes Gretchen, was haben Sie denn für Anschauungen? Es ist doch oben kein Herr im Haus, sie ist doch bloß eine Witwe mit 'ner Tochter, die darf doch keinen Herrenbesuch bis nachts elf Uhr bei sich behalten.“

„Das ist entschieden gegen alle Sitte“, bestätigte die Lehrerrfrau, „das tut kein moralischer Mensch.“

„Was man sich dabei denken kann!“ sagte Fräulein Auguste mit frommen Augenaufschlag.

„Was kann man sich denn dabei denken?“ fragte Grete. Ihre Mundwinkel zuckten.

„Aber — Fräulein!“ sagte die Lehrerrfrau im Tone höchster Entrüstung. Die Damen schüttelten die Köpfe.

„Ich verstehe Dich im Ernst nicht, Margarete, Du weißt wohl gar nicht, was Du sprichst.“ Die Tante warf ihr „einen Blick“ zu.

„Das ist die Jugend von heute!“ sagte die Rätin. „Sie findet bei nichts mehr was, sie küßt sich sogar mit einem Bräutigam im Hausflur.“

„Ich hätte mich nie mit einem Bräutigam im Hausflur geküßt,“ stimmte Fräulein Auguste bei.

„Na, na, Fräulein Gustel, wer weiß, ob Sie es nicht noch tun, falls Sie noch einen kriegen sollten.“

„Falls ich...“ dem Fräulein schnappte die Stimme über.

„Aber Margarete!“ rief die Tante.

„Nun ja, das ist doch sehr leicht möglich! Es heiraten doch auch manchmal alte Damen.“ Margarete nahm die unschuldigste Miene an.

„Und dann sollt' ich mich auf dem Hausflur küssen lassen?“ Fräulein Auguste rechte sich.

„Gewiß, ich kann noch sehr gut einen kriegen! Aber auf dem Hausflur küssen lassen? Was denken Sie denn eigentlich von mir?“

„Das ist die Jugend von heute,“ wiederholte die Rätin, „das ist die Jugend von heute, sie hat gar keine Moral mehr, entgegenkommend für die Männer bis zum äußersten. Aber das wollen die Männer so haben, das gefällt ihnen.“

„Ja, das gefällt ihnen,“ nickte Fräulein Auguste, „und so liche Mädchen heiraten sie.“ Sie schob einen giftigen Blick auf Margarete. „Aber was ein anständiges Mädchen ist, die bekommt natürlich keinen Mann.“

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Die Empfindlichkeit der Mimose gegen Berührung ist bekannt. Von welchem Nutzen mag nun wohl diese Eigenschaft für die Pflanze sein? Diese Frage sucht ein Artikel von Louis Lapique im letzten Heft der Zeitschrift „Die Umschau“ folgenbermaßen zu beantworten: Vergangenen Winter hatte ich Gelegenheit, in Indien die Pflanze wild wachsend zu beobachten. In vielen Teilen der gebirgigen Region, am Rande des Waldes unter nicht zu dichtem Gebüsch und an wenig belebten Wegen ist der Boden mit einem frischen grünen Rasen teppichähnlich bedeckt, mit kleinen rosafarbenen Blüten. Auch dem weniger scharfen Beobachter wird die Erscheinung auffallen, daß jedem Schritt eines Fußgängers oder Pferdes eine mehr als meterbreite Senkung des Rasens folgt, gerade als ob eine Reihe Menschen ihn niedergedreten hätten. Bei genauerem Zusehen bemerkt man sofort, daß die Vegetation aus einer kleinen Mimose besteht. Von der Höhe eines Reiters betrachtet, sieht es aus, als ob die Pflanzen zu Boden getreten und verweltet seien. Bei einer selbst stärkeren Berührung eines einzelnen Blattes macht sich die Wirtlung nur langsam nach und nach geltend; bei stärkerer allgemeiner Erschütterung oder wenn man eine Pflanze ausreißt, zeigt sich die Erscheinung fast plötzlich und auf größere Entfernung; man erblickt auf einer weiteren Strecke statt des frischen grünen Rasens nur noch den Boden, Steine, trodrene Blätter und Reisler. Jede Mimose besteht aus einem Stamm, einer Anzahl von demselben ausgehenden Zweigen, die sich dann wieder in kleine, mit Blättern bedeckte Reistchen verzweigen; jede einzelne Pflanze bedeckt einen Raum von 1 bis 1½ Meter. Eine stärkere Erschütterung auch nur eines Teiles überträgt sich sofort auf die ganze Pflanze. Es hat sich bei diesem Anblick der Gedanke mir aufgedrängt, daß beim Grafen einer Kuh oder eines Hirsches auf einem aus Mimosen bestehenden Rasen dieser ein so verwelktes und trodenes Aussehen annimmt, daß das Tier dieses so wenig appetitreizende Feld verlassen und sich nach etwas Besserem umsehen werde. In dem Kampf um das Dasein hat die Mimose durch diese Einrichtung der Ansicht Darwins entsprechend einen Vorteil vor ihrer Umgebung. —

**Humoristisches.**

— Aus einem ärztlichen Gutachten. Plattfüße und O-Beine pflegen Hand in Hand zu gehen; es wäre daher verfehlt, die Plattfüße dem Unfall in die Schuhe zu schieben. —

— Verfängliche Frage. Tante: „Pfiu, Karlchen, schämst Du Dich nicht, nach den Keinen Vögeln mit Steinen zu werfen! Weißt Du nicht, daß es eine große Sünde ist, wenn man den Tod von solchen unschuldigen Tieren verschuldet?“

Karlchen: „Tante, ist denn der Vogel, den Du auf dem Gute hast, von selber gestorben?“ —

— Schredliche Vertuschung. Förster (im Streite mit einem Sonntagsjäger): „Alles, was Sie auf der Jagd schießen, sollen Sie auch aufessen müssen!“ — („Regendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— Konrad Ferdinand Meyers literarischer Nachlaß wird nächstens zur Veröffentlichung gelangen; darunter befinden sich Gedichte, eine dramatische Skizze zur Angela Vorgia und ein Novellenfragment. Eine Biographie wird beigegeben. —

— Die Berliner Privat-Theater scheinen in diesem Winter nicht viel Seide zu spinnen. Mit Ausnahme des Lessing- und Residenz-Theaters haben alle mehr oder weniger zu lämpfen. Man redet schon von einer Theaterkrisis, die über kurz oder lang hereinbrechen mag. —

— Gustav Kadelburgs dreiaktiges Lustspiel „Der Familientag“ geht am 25. November im Lustspielhaus zum erstenmal in Szene. —

— Die Erstaufführung der Kleinstadt-Komödie „Die goldene Tür“ von Wilhelm Schmid-Bonn erfolgt im Münchener Schauspielhaus. —

— Dichtende Advokaten. Bei Schuster u. Löffler ist ein Band Gedichte von dem Berliner Rechtsanwält Sello erschienen. — Das Deutsche Volks-Theater in Wien hat ein Stück des dortigen Advokaten Dr. Friedrich Elbogen angenommen. —

— Richard Heuberger's Oper „Warahele“ gelangt an der Dresdener Hofoper zur Aufführung. —

— Bei Cassirer bleiben die Monet-Bilder bis zum 20. November ausgestellt. Am 22. November wird eine van Gogh-Ausstellung eröffnet. —

— Der Polarreisende A. P. Low ist aus dem Norden nach Ottawa zurückgekehrt. Er hat viele Andenken an Franklin mitgebracht. Low hat ein Gebiet von 2041 englische Meilen vermessen und die Bevölkerung im Osten des nördlichen Amerikas gezählt. Sie ist im ganzen 2500 Köpfe stark. Im Wastinland wohnen 500 Menschen. —

— In den nächsten Tagen werden etwa 300 Meer-schweine, Ratten und Mäuse nach Ostafrika gesandt. Auf Anordnung des Reichs-Gesundheitsamtes sollen mit diesen Tieren in der in Ostafrika befindlichen deutschen gesundheitslichen Untersuchungsstelle Versuche angestellt werden, um die Übertragbarkeit gewisser dort vorkommender ansteckender Krankheiten von Tieren auf Menschen zu ermitteln. —

— Der Vorstand des Vereins deutscher Ingenieure hat 5000 M. zu Versuchen bewilligt, welche die Schmelzpunkte verschiedener Metallelegierungen zum Gegenstande haben. —

c. Ein Tunnel unter den Niagarafällen und zwar unterhalb der berühmten „Horsehoe-Falls“, ist soeben vollendet worden, so daß die Besucher jetzt die ganze Wassermasse, ohne irgendwelche Gefahr zu laufen, ja sogar ohne durchnäht zu werden, sehen können. Man hat zuerst einen Schacht von 89 Meter Tiefe gegraben, und vom Grunde dieses Schachtes aus hat man einen Tunnel hergestellt, der sich in einer Kurve von 240 Meter Länge unterhalb des Falles hinzieht. Jetzt werden noch Galerien zu dem Fall hin angelegt, die in Zimmern endigen. —

— Säng er und Schufter. Eine ältere Berliner Anekdote wird in der „Frankfurter Zeitung“ wieder aufgefrißt: In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verkehrten in dem kleinen Bierlokal von Senior, Französischestr. und Gendarmenmarkt- Ecke, am Abend Gelehrte, Künstler und einfache Bürger. Am runden Tisch saßen eines Abends der Opernsänger Vost und ein Schauspieler. Beide stritten sich laut darum, ob es hieße: „Enchlopädie“ oder „Ang chlopädie“. Hierauf erkönte eine Stimme aus der Ecke:

„Ich floobe, meine Herren, man kann beedes sagen.“

Sänger Vost in erregtem Ton: „Wer erlaubt Ihnen denn, sich hier in unsere Unterhaltung zu mischen? Wissen Sie denn auch, wer ich bin? Ich bin nämlich der königlich preussische Hofopernsänger Vost und Sie, wer sind denn Sie eigentlich?“

Die Stimme: „Na, id bin der Schuster Wölle aus der Neezengasse. Wissen Sie, Männelen, wenn id ins Opernhaus uss Amphibium (Amphitheater) gehe, dann müssen Sie mir schonst für acht Gute (1 Mark) singen, wenn Sie aber zu mir kommen und wollen ein paar Stiebeln jemacht haben, dann mache id Ihnen noch lange keene!“

Sprachs, trank sein Bier aus und verließ unter allgemeiner Heiterkeit das Lokal. —